

# Rettung

Autor(en): **Glauser, F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse**

Band (Jahr): **4 (1931-1932)**

Heft 12

PDF erstellt am: **19.03.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-851493>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ser der Stände und der großen Stadtgemeinden sind, die sich am willigsten den Neuforderungen anpassen, daß sich aber — wiederum abgesehen von wenigen Ausnahmen — viele sogenannte gemeinnützige Erziehungsanstalten, Privatanstalten also, dagegen am unzugänglichsten verhalten.

5. Daß allerorten der gute Wille zur Hebung und Verbesserung der Anstalts- und überhaupt der Armen-erziehung in erfreulichem Maße zugenommen hat, aber

allüberall in seiner Entfaltung durch die Kargheit der zur Verfügung stehenden Geldmittel behindert, ja, vielerorten überhaupt fast vollständig gelähmt wird.

6. Daß die neueste Bewegung der Schulreform, die durch das Buch Dr. W. Schohausens, „Schatten über der Schule“ (1930) eingeleitet wurde, auch der Anstaltsbewegung mittelbar, und zwar in unverkennbar stets verstärktem Maße, zu Gute kommt.

(Fortsetzung folgt.)

## Rettung.

Von F. Glauser.

Wenn ein elfjähriges Mädchen, das von zu Hause arm ist (die Mutter ist den ganzen Tag außer Haus um für andere Leute zu waschen), bei wohlhabenden Leuten Kinder hüten muß, so kann es leicht geschehen, daß Situationen entstehen, aus denen das Kind keinen Ausweg weiß.

Die kleine Eva Schmidt mußte nach Schluß der Schule, wenn sie schon müde war, noch bis acht Uhr zu der Familie Sobel gehen, in ein altes rotes Backsteinhaus, das schon von außen einen trostlosen Eindruck bot. Auch die Zimmer waren bedrückend mit ihrem Ueberfluß an verschnörkelten Möbeln, die Kinder, ein sechsjähriger Knabe und ein siebenjähriges Mädchen mußten stets beaufsichtigt werden, denn sie hinterließen gerne Abdrücke fleckiger Finger an den Plüschmöbeln oder an den hellen geblühten Tapeten. Geschah ein derartiges Unglück, (mit elf Jahren träumt man manchmal noch ganz gerne) so mußte Eva am Abend von Frau Sobel träge, aber sehr saure Vorwürfe hören. Das Abendessen und den Nachmittagskaffee, so hieß es, müsse sie, Eva, sich verdienen, und zwar durch Aufmerksamkeit und Pflichtbewußtsein. Und schon in der Jugend müsse sie diese Eigenschaften lernen, später sei es dann vergebens, eine faule, gleichgültige Frau finde weder einen Mann noch eine gute Stelle. Eva nahm sich diese Vorwürfe sehr zu Herzen, denn sie war ein weiches Kind und harte Worte quälten sie sehr.

Ueberhaupt schien es ihr, als habe sie in den letzten Jahren nur harte Worte gehört, von der Mutter des Abends und des Morgens, von den Lehrerinnen, die sie für dumm hielten, weil sie immer so schläfrig dreinsah. Aber von ihrem Vater, der ihr vor vier Jahren gestorben war, träumte Eva gerne. Es war dies ein kränklicher bleicher Mann gewesen, Arbeiter in einer der Färbereien der Stadt, mit einem unordentlichem schwarzen Schnurrbart unter einer spitzen Nase. Er war mit dem Kinde des Sonntags oft hinaus vor die Stadt gegangen, an das Ufer des breiten Stromes. Dort waren beide in der Sonne gelegen, der Vater hatte den sonntäglichen Stehkragen abgenommen und Eva durfte nackt im Wasser plantschen,

bis die Sonne nur noch zur Hälfte hinter den nahen Bergen hervorsah. Dann gingen sie heim, in einer Wirtschaft gab es für die Kleine Sirup, der Vater trank ein Bier. Zu Hause war die Mutter immer schlechter Laune, denn sie hatte den Sonntag benutzt um die Wochenkleider der beiden auszubessern und zu putzen.

Erst jetzt, zu Beginn dieses Schuljahres, hatte Eva wieder einen Menschen kennen gelernt, der ihr gute Worte gab. Es war ihre Lehrerin, ein kleines schwarzhaariges Fräulein, sehr mager und zart sah sie aus, aber sie turnte gerne und hatte gelenkige Glieder und eine sonderbare Kraft in den kurzen stumpfen Händen. Sie kümmerte sich eigentlich nicht besonders um Eva, strich ihr nur kurz über die blonden Haare, wenn sie an ihrer Bank vorbeiging, lobte sie, auch wenn sie ein Gedicht nicht ganz fehlerfrei aufgesagt hatte: sie lobte die Leistung, die das für das kleine müde Mädchen bedeutete; so schien es, und Eva empfand es auch so.

Inzwischen gingen die quälenden Nachmittage in der Familie Sobel weiter. Wenn Eva um vier Uhr ankam, verließ die Dame das Haus. Einige klebrige Ermahnungen ließ sie noch lässig zu Boden fallen, ohne das Kind anzusehen, und dann blieb Eva mit ihren beiden Schutzbefohlenen allein. Besonders das Mädchen war grausam. Es spottete über Evas verwaschene und geflickte Schürze, über die dicken Strümpfe, die an vielen Stellen gestopft waren, über die Magerkeit ihrer Arme. Was jedoch Eva am meisten beleidigte war der Vorwurf, sie rieche nach schlechter Seife. Ueberhaupt sie stinke. „Komm mir nicht zu nah!“ quietschte die kleine Marie Sobel. „Du stinkst nach Schmierseife“. Der kleine Bub aber zog Eva am Schürzenzipfel, bis der dünne brüchige Stoff zerriß. Dann mußte Eva eine Nadel suchen und selbst den Riß flicken. Sie hatte Angst vor den Vorwürfen der Mutter.

In dem Wohnzimmer, das den drei Kindern zum Aufenthalt diente, stand ein großer Glasschrank, der unten mit Bilderbüchern angefüllt war. In einem oberen Fach, ganz hinten, gegen die Wand, stand die Sparbüchse der beiden Kinder. Es war ein eiserner Elefant, dessen mini-

umrote Satteldecke sich abheben ließ. So konnte man zum Inhalt gelangen; aber ein kleines, schwaches Schloß verhinderte das Aufklappen dieses Deckels, der oben eine breite Ritze trug, durch welche die Kinder das geschenkte Geld in den Leib des Elefanten gleiten ließen. Beim Schütteln gab das Tier einen angenehmen, silbernklingenden Ton von sich. Der Knabe und das Mädchen hatten eines Tages bemerkt, daß Eva dieser klingende Ton aus unerfindlichen Gründen unangenehm war. Nicht gerade unangenehm, aber quälend wie ein unerfüllbarer Wunsch. Bei dem Klang begannen Evas Augen, die sonst schläfrig dreinblickten, einen sonderbaren Glanz zu erhalten, der in ihnen blieb, auch wenn das Klingen längst verstummt war. Wenn der Knabe mit den eingeschlossenen Geldstücken vor Evas Ohren rasselte, so warf diese die Arme verzweifelt durch die Luft, wehrte ab, verstopfte sich die Ohren mit den Zeigefingern, benahm sich überhaupt so komisch und unnatürlich, daß die beiden Quälenden dies für das schönste Spiel hielten und es lachend stets von neuem begannen.

Neben der Lehrerin mit den kräftigen stumpfen Fingern hatte Eva noch einen Trost. Jeden Morgen auf ihrem Weg zur Schule traf sie einen jener kleinen langhaarigen Dackel, die so lebhaften Augen haben und ein sehr anständiges, gar nicht menschliches Benehmen. Er hatte einen langen zottigen Schweif, den er ungemein würdevoll zu schwingen verstand. Außerdem war er schwarz und hatte einen spitzen Kopf. Eva wußte seinen Namen nicht, sie nannte ihn „kleiner schwarzer Dackel“ und dem Hunde schien dieser Name zu gefallen, denn er wedelte ein wenig lebhafter mit seiner zottigen Rute, ließ sich auf die Hinterbeine nieder und reckte den Kopf mit einem langgezogenen Freudenlaut der streichelnden Hand entgegen. Dann begleitete er Eva ein kurzes Stück, stieß zum Abschied ein keifendes Bel-len aus, das wie ein Abschiedsgruß klang und ging gemessenen Schrittes zu dem Hause zurück in dem er wohnte.

An einem Samstag des Septembers hatte die kleine Marie Sobel Geburtstag. Die Eltern blieben an diesem Tage daheim, sodaß Eva gnädig entlassen werden konnte, nachdem man ihr erlaubt hatte, die Geburtstags-geschenke zu betrachten. Unter diesen fiel ihr besonders eine hellblaue Schürze auf, mit dunkelroten Streifen; auf ihr lag ein hellglänzendes, silbernes Fünffrankens-tück. Eva konnte die Blicke nicht von diesen beiden Dingen lösen, mit starren Augen sah sie zu, wie das kleine Mädchen das Geldstück in den eisernen Elefanten gleiten ließ. Dann gab es Kaffee und ein Stück Kuchen. Eva durfte mit der ganzen Familie am gleichen Tische sitzen, der Elefant blieb auf dem weißen Tischtuch stehen, und seine künstlichen Augen hatten irgendwie den gleichen Glanz wie jene des kleinen schwarzen Dackels, den sie am Morgen immer traf.

Dann wurde Eva fortgeschickt. Daheim saß sie lange in der herbstlich kühlen Küche, starrte das Fenstervier-  
eck an, das langsam dunkler wurde. Erst gegen acht Uhr

kehrte die Mutter zurück, übellaunig und müde. Eva wurde ausgezankt, weil sie faul gewesen sei, und nicht das Nachtessen zubereitet habe. Es gab dann geröstete Kartoffeln und einen dünnen Milchkaffee. Sie lag lange wach und ihre Träume beschäftigten sich mit dem eisernen Elefanten und dem Hund; dann trat zu diesen Tieren noch eine menschliche Gestalt: diese war ein verschwommenes Doppelwesen, bald hielt sie es für ihren verstorbenen Vater, der mit ihr den großen Strom entlang schritt, bald war es die kleine Lehrerin mit den schwarzen Haaren. Sehr sehnsüchtig und traurig war es Eva zu Mute, sie wäre gern der Gestalt entgegengegangen, aber diese verschwand immer wieder hinter einer zarten Nebelwand, um dann von neuem zu erscheinen. Verändert hatte sie sich inzwischen zu einem grossen breitschultrigen Manne, der einen Anzug aus weichem grauen Wollstoff trug. Er nahm Evas Hände in die seinen, die breit waren und stumpffingrig, sah ihr ins Gesicht und sprach von einer schönen Schürze, die er ihr schenken wolle. Bald darauf war Eva tief eingeschlafen.

Am nächsten Tage, an einem Sonntage, sollte Eva die Kinder den ganzen Tag hüten. Herr und Frau Sobel wollten im Automobil eine große Tour unternehmen, und die Kinder störten sie dabei. Auch dem Dienstmädchen war für diesen Tag Urlaub gegeben worden. Eva wurde beauftragt das Mittagessen, das bereitstand, aufzuwärmen, auch für das Abendessen Sorge zu tragen. Kuchen war noch vom vorherigen Tage vorhanden.

Langsam verging der Tag. Eva versuchte zuerst den Kindern Geschichten vorzulesen. Da sie aber schlecht las, ließ die Aufmerksamkeit der beiden Kleinen bald nach. Sie wollten „spielen“ und unter spielen verstanden sie das Quälen ihrer Hüterin. Der eiserne Elefant aber wurde erst ganz zum Schluß hervorgeholt, gegen Abend, als Eva müde und mit schmerzenden Augen auf einem Stuhl fast eingeschlafen war. Nach einiger Zeit wurde der Elefant wieder fortgestellt, er schien seine Wirkung verloren zu haben. Bald darauf mußte Eva das Nachtessen in der Küche herrichten; die Kinder folgten ihr, sie zündete den Gasherd an. Dann schüttete sie Milch in eine Schüssel, stellte sie auf die blauzüngelnden Gasflammen. „Ich muß schnell noch etwas im Zimmer holen“, sagte sie zu den beiden Kleinen, „paß mir auf die Milch auf.“ Sie lief, so als habe eine ferne Stimme sie gerufen, zum großen Glasschrank im Eßzimmer. Es war schon dunkel und sie konnte die Gegenstände nur schwer unterscheiden. Aber den roten Elefanten hatte sie bald gefunden. Sie hielt ihn, wie ihr schien, lange in der Hand und betrachtete ihn im matten Schein der Straßenlaternen, der durch das Fenster fiel. Dann riß sie mit einem Ruck das kleine Schloß ab, das die Satteldecke, die miniumrote, am Körper des Tieres befestigte und nahm in Hast die Münzen an sich, schloß den Deckel und stellte das eiserne Tier wieder zurück an seinen Platz.

So lange hatte sie die Silbermünzen in der Hand behalten, daß sie sich ganz feucht anfühlten, als sie sie in ihr kleines Taschentuch knotete. „Eva!“ rief es aus der

Küche, „die Milch geht über“. Sie lief rasch aus dem Zimmer, stieß im dunklen Korridor an die Ecke des Kleiderständers. Der Ellbogen tat weh. Aber der Schmerz schien ihr Besinnung zu geben. Sie lief weiter, hell war die Küche, sie mußte zuerst die Augen schließen, und auch dies brachte ihr die notwendige Sammlung. Dann nahm sie ganz ruhig die Milch vom Feuer, schüttete sie in den großen Milchtopf. Dann aß sie am Küchentisch mit den Kindern zu Nacht, obwohl dies eigentlich durch die Hausregeln verboten war. Aber die Kinder erfreute es wie etwas Ungewohntes und Verbotenes.

Um neun Uhr kehrten die Sobels heim, ein wenig mürrisch vom langen Beisammensein. Eva wurde fortgeschickt.

Erst daheim im Bett entknotete sie ihr Taschentuch und zählte das Geld. Außer dem Fünffrankenstück, dem Neuen, das ein Geburtstagsgeschenk gewesen war, waren noch einzelne Silberstücke vorhanden, im Ganzen wohl zehn Franken. Eva fühlte sich glücklich, „die Marie wird staunen“ dachte sie schon halb im Schlaf, „wenn ich eine ebensoschöne Schürze habe wie sie.“

Die Vorkehrungen, die Eva am nächsten Tage traf, um ihr Geheimnis zu wahren, wurden ihr später als Raffiniertheit ausgelegt. Und doch waren sie nur der Ausfluß einer sehr starken Befriedigung, die sich manchmal, wie wir sagen würden, zu einer Art Rausch verdichteten. Sie ging zur gewohnten Zeit in die Schule, saß schweigend in ihrer Bank, ging wie sonst allein in den Pausen über den Schulhof. Sie hatte keine Freundinnen und sie liebte es nicht bei Spielen mitzumachen. Der kleinen schwarzhaarigen Lehrerin schien aber doch etwas aufzufallen, die sah Eva manchmal lange an, ein wenig prüfend, so, daß Eva doch rot wurde. Einmal kam sie sogar, wie zufällig, dicht zu Evas Platz, fragte freundlich: „Bist du müde?“ Eva fühlte eine Trockenheit im Munde, die ihr das Sprechen schwer machte. „Ja“, sagte sie mit ihrer rauhen Kinderstimme. Die Lehrerin schritt weiter.

In der Mittagszeit ging Eva nicht nach Hause. Sie wußte, die Mutter war nicht daheim und hatte das Mittagessen vorbereitet, damit Eva es nur aufzuwärmen brauche. Aber die Kleine ging lieber in die Stadt. In der Geschäftsstraße waren die Läden so bunt, die großen hatten auch über Mittag offen. In der kleinen Tasche ihrer oft geflickten Schürze klimperte das Geld im feuchten Taschentuch.

Sie wollte eine Schürze kaufen, eine Schürze, wie sie die Marie Sobel geschenkt bekommen hatte, blau, mit roten Streifen darin. Die gleiche fand sie nicht, aber eine andere von hellerem Blau mit tiefroten Punkten darin. Sie sah sie in der Auslage, ging in das Geschäft. Eine schläfrige Verkäuferin bediente sie. Mit einem festverschnürtem Paket verließ Eva das Geschäft. Dann kaufte sie noch eine Tafel Schokolade und ein Pfund Würfelzucker. Das wollte sie daheim gut verstecken und jeden Tag zwei Stückchen mitnehmen, für den kleinen schwarzen Dackel. Irgendwie mußte man sich bei dem Tier für

die erzeugte Freundlichkeit bedanken, und jeder Hund aß doch gerne Zucker. Das wußte man.

Die Schürze war ziemlich teuer gewesen; nach all diesen Einkäufen blieben Eva nur einige Nickelstücke. Eines von diesen warf sie auf der Hauptpost in einen Telephonautomaten und rief Frau Sobel an: Sie könne die nächsten Tage nicht zu den Kindern kommen, sie gehe in die Ferien zu Verwandten aufs Land, ja zu einem Onkel, einem Bruder ihres Vaters. Der Schularzt habe gefunden sie sehe so bleich aus, sie müsse ein wenig an die frische Luft. Ja, die Mutter sei einverstanden. Es war mühselig den Hörer an das Ohr zu pressen und Eva mußte sehr laut sprechen, damit ihre Stimme den Schalltrichter erreichte und die Frau am andern Ende des Drahtes verstehen konnte, was zu hören für sie nötig war.

Ueber das Entdecktwerden machte sich Eva vorläufig keine Gedanken. Aber eine große Enttäuschung war in ihr, als sie nachmittags in die Schule ging. Daß das Geld so schnell verschwunden war, bedrückte sie sehr. Es war ein leeres Gefühl da, das auch keine Freude an der neuerworbenen Schürze aufkommen ließ.

Am Abend lag sie noch lange wach. Sie stellte sich vor, lebhaft und in grellen Farben, wie Frau Sobel zu ihrer Mutter kommen würde um ihr den Diebstahl (sie nannte es vor sich selbst Diebstahl) anzuzeigen. Die Strafen, die dann drohen würden, von der Mutter, von der Schule. Würde die kleine Lehrerin sehr böse sein? Aber der kleine schwarze Dackel würde sich um die ganze Sache gar nicht kümmern, er würde sie ein Stück weit begleiten, wenn sie dann endgültig von zu Hause fortginge, würde ruhig und selbstbewußt mit dem Schwanz wedeln; was ging den Hund auch der eiserne Elefant und sein Inhalt an?

Die Mutter kam gegen zehn Uhr heim, fragte brummig, ob Eva bei Sobels gewesen sei. Eva antwortete halb im Schlaf: „Ja“. Dann ging auch Frau Schmidt zu Bett und Eva lauschte noch lange Zeit den scharfen Atemzügen der Mutter. „Ich hätte ihr etwas von dem Gelde geben sollen“, dachte sie, „aber sie hätte es wohl nicht angenommen“. Die verpackte Schürze unter der Matratze verhinderte Evas Körper am Flachliegen. „Ganz zerdrückt wird sie werden“, dachte sie, „aber morgen werde ich sie anprobieren“.

Der schwarze Dackel verschmähte den Zucker; das war Evas erste Enttäuschung am nächsten Morgen. Er beschnupperte zwar das Stück von allen Seiten, nagte ein wenig daran, ließ es dann aber fallen und trabte verächtlich davon. Er begleitete Eva nicht bis zur Strassenecke und schien beleidigt. Vielleicht war er auch nur schlechter Laune. Dann in der zweiten Pause, gegen zehn Uhr, kam Evas Mutter zur Lehrerin gelaufen und verlangte nach ihrem Kind. Sie verwünschte es in allen Tonarten, nannte es eine Diebin, eine Verbrecherin, die ihren guten Namen durch den Schmutz zöge und was solche Ausdrücke noch mehr waren. Eva wurde gerufen, die Lehrerin stand während der Unterredung zwischen Mutter und Töchterchen daneben und beobachtete

das Kind. Sie sah, wie Eva blaß wurde, ihre Lippen wurden blaß und schmal, aber sie weinte nicht. Die Mutter schallt sie verstockt. Das leere Klassenzimmer widerhallte von ihrer groben Stimme. Dann nahm die Lehrerin die Mutter beiseite, die Beiden flüsterten zusammen während Eva bewegungslos in einer Bankecke saß. Einmal hörte sie das Wort „Erziehungsberater“. Eva mußte dabei an Korrektionsanstalt und wilde Prügelstrafen denken. Plötzlich lächelte sie vor sich hin. Sie sah den großen Fluß, an dessen Ufer sie immer mit ihrem Vater spazieren gegangen war, sie fühlte wieder die Sonne auf ihrer nackten Haut und die Kühle des Wassers. Ihr war, als könne sie im langsam fließenden Wasser etwas finden, was sie schon lange verloren hatte. Die müde Dehnung des Flusses lockte wie ein Zufluchtsort.

Aber in der Mittagszeit mußte Eva mit der kleinen Lehrerin gehen. Zuerst aßen sie in einer billigen Wirtschaft ein Stück Kuchen und tranken ein Glas Milch. Gegen halb zwei Uhr gingen sie zusammen zu einem grauen Haus, das in der Nähe einer großen Brücke lag. Eva mußte zu ebener Erde auf einem Holzbänkchen Platz nehmen, während die Lehrerin hinter einer Tür verschwand. „Eigentlich“, dachte Eva, „sollte ich jetzt fliehen“ (in Gedanken dehnte sie das Wort fliehen) aber sie fühlte sich müde, und es schien ihr wie ein Verrat an der Lehrerin. Diese hatte ihr doch ein Stück Kuchen geschenkt.

Da ging die Türe auf, die Lehrerin winkte mit ihrer stumpffingerigen Hand, Eva trat ein und erschrak. Der Mann, der dort im Lehnstuhl saß, glich ganz der etwas verschwommenen Traumgestalt von damals. Da erinnerte sie sich; er war ja einmal in der Klasse gewesen, war stumm durch die Reihen der Bänke geschritten, hatte hie und da eine Frage gestellt, in einem sonderbar rauhen Dialekt, der ganz von der Sprache abwich, die man in der Schule und in der großen Stadt redete.

Die Lehrerin gab Eva die Hand, sah sie lächelnd an, dann ging sie. Der Mann im Lehnstuhl vor dem Schreibtisch rührte sich nicht, er rauchte eine lange Brissago und schien sehr zufrieden mit sich selbst zu sein. Seine Hände, die mit Flaum bedeckt waren, ruhten auf den Lehnen des Stuhles. Er blinzelte Eva aus den Augenwinkeln zu, winkte sie zu sich heran (nur der Kopf machte eine pendelnde Bewegung von links nach rechts, der Körper blieb unbeweglich). Eva trat vor. „Setz dich, kleines Mädchen“, sagte der mächtige Mann und wies mit der Brissago, die er im Munde behielt, auf einen Stuhl. Eva setzte sich gehorsam. „Wie heißt nun eigentlich deine beste Freundin?“ fragte der Mann. Immer noch behielt er das rauchende Kraut im Mund und dadurch kamen die Worte seltsam zerquetscht heraus. „Ich hab’ gar keine“, sagte Eva zaghaft, aber mußte doch lächeln, denn der Mann sah wirklich etwas komisch aus. Dann wartete sie auf die nächste Frage, und war sicher, die würde lauten: „Warum hast du keine?“ Und die nächste würde lauten: „Warum hast du gestohlen?“ Als Eva dies dachte, verschwand das Lächeln und sie seufzte tief

auf. Aber der Mann dort drüben brummte nur: „Hm“, und rauchte weiter. Mit den beweglichen Lippen spedierte er die Zigarre in den andern Mundwinkel, das sah wieder komisch aus und Eva mußte lächeln. „Der wird mir nichts tun“, dachte sie, und fragte laut: „Wollen Sie mich ins Korrektionshaus schicken? Die Mutter hat gesagt . . .“ Dann stockte Eva. Der Mann saugte heftig an der Zigarre, murmelte Worte, die wie Flüche klangen, sodaß Eva erschrak. Aber dann fragte der Mann plötzlich: „Hast du nicht eine Katze zuhause?“ „Nein“, sagte Eva, „aber ich kenne einen Hund, einen kleinen schwarzen Dackel“. Sie hatte sehr eifrig gesprochen, plötzlich brach sie ab. „Wo wohnt denn der Dackel?“ fragte der Mann interessiert, nicht so falsch interessiert, wie die Großen gewöhnlich fragen, wenn sie sich Kindern anpassen wollen, sondern ruhig, als handle es sich um überaus wichtige Dinge. Da erzählte Eva alles, zuerst von dem Hund, der sie begleitete, und sie lieb habe, aber den Zucker habe er nicht wollen. Den Zucker. . . . Und der Dackel sei viel besser als der eiserne Elefant. „Ja, ja, der eiserne Elefant“, sagte der Mann gegenüber und nickte mit dem großen Kopf. Den lasse man immer vor ihren Augen rasseln, erzählte Eva atemlos, auch sonst seien die Kinder wüst zu ihr, und die Schürze da sei zerrissen, und die Mutter könne keine neue kaufen, und die Marie Sobel habe einen Fünfliber und eine neue Schürze zum Geburtstag bekommen. Die Mutter sei ja gut, schwenkte sie plötzlich ab, aber gar gruselig arm. . . . „Wann hast du denn Geburtstag?“ fragte der Mann. „Am 15. März“. Plötzlich war ein Bleistift in den Fingern des Mannes, sie schrieben etwas auf. „Ich hör schon zu“, sagte er dabei. Ja, aber nun sei die Schürze unter der Matratze geblieben und sicher ganz zerknüllt. Eva schien es selbst, als erzähle sie nicht alles in der richtigen Ordnung, es kam ein wenig stoßweise heraus. Aber dem Mann schien alles ganz klar zu sein, er hielt jetzt die Zigarre zwischen Mittel- und Ringfinger, während die Hand auf der Tischplatte blieb. Als Eva schwieg, sagte der Mann auch lange nichts und hielt den Blick gesenkt. Dann meinte er sehr trocken: „Und das Geld hast Du genommen, um dich an den Kindern zu rächen, du weißt was ich meine, um sie zu ärgern, nicht wahr, ja, und die Schürze war doch auch wichtig“.

Evas Gesicht wurde hell. Ein ganz neues Lächeln zog sich um ihren Mund, Zeichen einer Klärung vielleicht oder eines freudigen Verständnisses. „Also“, sagte der große Mann, stand auf und auch Eva rutschte von ihrem Stuhl und schaute empor zu dem breiten Menschen, der sich vor ihr aufbaute. „Du brauchst denn nicht mehr Kinder zu hüten, und deiner Mutter erzähle ich auch noch eine Geschichte. Geh’ jetzt spazieren. Vielleicht den Fluß entlang. Du bist glaub ich ganz gern allein. Aber am Abend gehst du wieder nach Haus. Ja.“ Der Mann machte einen deutlichen Punkt. Eva versuchte einen Knix. „Leb wohl und machs gut“, sagte der Mann und ließ Evas Hand zwischen seinen Fingern verschwinden, so daß man sie kaum noch spüren konnte.



Der Herbsttag war sehr sonnig. Am Fluß rochi das Wasser wie früher. Eva zog ihr Kleidchen aus und plätscherte dann ein wenig an einer seichten Stelle.

Dann legte sie sich auf den Rücken und sah in den blauen Himmel.

## Le maître d'école est-il libre d'utiliser ses aptitudes?

### I

L'Individu est fonction de la Société. Le maître est fonction du cadre scolaire dans lequel il travaille, cadre imposé par les lois et règlements, et cadre créé par sa personnalité.

On a appelé „éducation nouvelle“ l'éducation qui ne s'exerce pas du dehors au dedans, comme l'action du potier, mais qui cultive les énergies de l'enfant du dedans au dehors, comme celle du jardinier. C'est à ce dernier titre qu'on a parlé d'„école sur mesure“.

Si ce principe de la croissance du dedans au dehors est vrai pour les enfants, il est vrai aussi pour les maîtres.

La connaissance des aptitudes des individus, enfants ou maîtres, et l'exercice chez ce dernier de ses aptitudes, voilà donc l'alpha et l'oméga du travail efficace. L'erreur d'autrefois a été de considérer l'homme, le maître en particulier, comme un outil. En lui permettant d'exercer ses aptitudes, on n'atteint pas seulement un résultat extérieur: efficacité de cette action et rendement d'ordre spirituel, — mais aussi un résultat intérieur: équilibre nerveux et mental, bonheur, rayonnement de sa personnalité.

Il existe malheureusement souvent encore un conflit entre les exigences nombreuses de la Société: dans le cas particulier sous forme de règlements scolaires portant sur les programmes, les horaires, les examens; — et, d'autre part, les exigences intérieures constituées par les instincts, tendances, intérêts et aptitudes du maître, autant d'énergies qu'il est appelé à lier en faisceaux, afin d'atteindre à la possession de soi.

A la place de ce conflit, il faut établir une harmonie entre les exigences sociales et les exigences individuelles. Là se trouve la solution de beaucoup de conflits d'ordre pédagogique et social. Harmonie, mais avec garanties: contrôle des mesures préalables à prendre, contrôle des résultats acquis. Ainsi pour la préparation des maîtres futurs, il faut une sélection des individualités douées de sentiments paternels et maternels entre six et douze ans, une préparation générale de douze à seize ans et une formation professionnelle spécialisée, théorique et pratique, de seize à vingt ans.

### II

Le problème ainsi posé, on constate que toute croissance peut être figurée schématiquement sous la

forme d'une flèche. Les conditions de déplacement de cette flèche sont données par les lois de la psychologie; le but est d'élever ce que l'on peut appeler l'„enfant nouveau“; les étapes pour s'élever au but seront celles que doit suivre l'organisation scolaire en fonction des aptitudes des maîtres.

a) Parmi les lois de la psychologie on peut mentionner:

1<sup>o</sup> le fait que l'élan vital qui traverse tous les êtres — particulièrement l'élan vital spirituel chez les êtres humains — tend à conserver et à accroître leur énergie;

2<sup>o</sup> chez l'être vivant le moteur est interne;

3<sup>o</sup> il est constitué par les instincts, tendances et intérêts normaux et équilibrés;

4<sup>o</sup> le progrès se traduit par une différenciation et une concentration dans la croissance, l'équilibre qui en résulte étant à chaque instant la base des constructions futures.

Par ailleurs, on constate que l'enfant passe de la dépendance absolue à l'indépendance dans la mesure où il peut atteindre celle-ci; il passe de l'égoïsme infantile à l'altruisme et au sens social; il passe de l'impulsion irraisonnée à la volonté; il passe de l'intuition primitive à la raison, c'est-à-dire à ce qu'il y a d'absolu dans l'univers; son esprit procède par observation, hypothèse, vérification, et loi.

b) L'enfant nouveau, sain et équilibré, est avant tout „centré“, c'est-à-dire qu'il éprouve un appétit incessant de connaître et d'agir. C'est cet appétit qui caractérise les enfants de l'école nouvelle (écoles privées à la campagne, ou classes rénovées des écoles publiques).

On a appelé „Ecole sereine“, l'école où l'enfant dispose, dans un certain cadre donné, de la liberté de choix des matières qu'il étudiera, et de la liberté de temps: c'est-à-dire liberté quotidienne dans le laps de temps qu'il consacra aux différents sujets choisis. Ceci lui permet de se régler sur le rythme inconscient qui caractérise chaque être vivant et qui se marque par des périodes de plus grande intensité, alternant avec des périodes de détente relative.

c) Quant aux étapes à observer, il faut distinguer:

1<sup>o</sup> „l'école du travail“ ou utilisation des „méthodes actives“, c'est-à-dire application du travail manuel aux sujets des études des programmes officiels;